











[Nachdruck verboten.]

## Das Grafenhaus.

12] Kriminalroman von Ludwig Sabicht.

„Es hat mir leid gethan, daß ich Sie in Ihrer Krankheit nicht ſchonen konnte.“ Wie ſcharf und ſhartig auch der Gerichtsraih gegen wirkliche Verbrecher auftreten konnte, der humane Zug ſeines Weſens machte ſich bei paſſenden Gelegenheiten immer wieder geltend.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte, aber es war Ihre Pflicht,“ entgegnete Emma, „weil ich aber ſchon geſtern bemerkt habe, daß Sie dem wahren Unglück nicht Ihr Herz verſchließen, wage ich eine Bitte.“

Der alte Herr ſah ſie verwundert fragend an.

„Wollten Sie die Güte haben, mir aus den Akten mitzutheilen, auf welche Verdachtsgründe hin gegen meinen Mann die Unterſuchung eingeleitet worden?“

„Es ſoll geſchehen,“ ſagte der Rath nach kurzem Beſinnen, „aber zuerſt möchte ich Sie bitten, mir noch einige Fragen zu beantworten.“

„Fragen Sie, Herr Rath,“ entgegnete Emma und ſah ihm mit ihren offenen, blauen Augen ins Geſicht, als wolle ſie ſagen: „Ich werde Dir die volle Wahrheit nicht vorenthalten!“

Das Auftreten der jungen Frau gefiel dem Unterſuchungsrichter immer beſſer.

„Wie war das Verhältniß Ihres Mannes zu Ihrem Schwager?“

„Er ſtand niemals mit ihm zum Beſten. Wir Schweſtern hatten alle Mühe, die Männer immer wieder zu verſöhnen, ſo oft ſie aus einander gekommen waren.“

„Und in der letzten Zeit?“

„War es eher ſchlimmer geworden. Mein Mann fand das wüſte Auftreten des Schwagers ganz unerträglich.“

„Wann haben ſich die beiden Männer zuletzt geſprochen?“

Emma ſah einen Augenblick nach. „Es wird etwa vor einer Woche geweſen ſein, kurz nach dem Verlobungsfeſt. Der Schwager war ſehr neugierig, wie es ausgefallen war; er kam ſelbſt zu uns unter dem Vorwande, mir einen Krankenbeſuch abzuſtatten, und Ferdinand mußte erzählen.“

„War das Ihrem Schwager ſo intereſſant?“

„Er ärgerte ſich über die grenzenloſe Verſchwendung ſeiner Stiefmutter, und konnte doch nicht genug hören.“

„Kam dabei weiter nichts zur Sprache?“

„Doch,“ antwortete die junge Frau nach kurzem Nachdenken, „Ferdinand erzählte dabei auch die grufelige Geſchichte, die ein Gaſt aufzatiſcht.“

Die Frau des Angeklagten hielt alſo nicht mit der Wahrheit zurück, und es wuchs für ſie die gute Meinung des Gerichtsraihes. „Was ſagte Ihr Schwager dazu?“

„Er war empört über den alten Bedienten, der ſeinen Herrn ſo ſchändlich getäuſcht.“

Der Kriminalrichter hatte dieſe Antwort nicht erwartet. „Bei der großen Rohheit des Mannes iſt das allerdings merkwürdig genug.“

„Mein Schwager giebt ſich noch wüſter, als er wirklich iſt,“ entgegnete Emma lebhaft. „Er ſucht jetzt ſeinen Ehrgeiz darin, ſo roh wie möglich zu erſcheinen, um bei ſeinen Beſtämmeraden damit zu glänzen. Früher war er tüchtig und brav, und nur die traurigen Schickſale haben ihn verbittert.“

Der Gerichtsraih konnte kaum ſein Erſtaunen über den Scharfblick der jungen Frau unterdrücken. Sie hatte Recht. Auch er war der Ueberzeugung, daß viele Menſchen — es ſind wahrlich nicht die ſchlechteſten — nur aus Ehrgeiz ſich einem eichſinnigen Lebenswandel überlaſſen. Wären ſie früh auf den

rechten Pfad geleitet worden, dann hätten ſie ſich mit unermüdlicher Kraft zu Glück und Anſehen emporgearbeitet; jetzt ſucht ihr irre geleiteter Ehrgeiz auch auf dem Wege des Laſters und der Sünde, es allen Andern vorzuthun, und dieſelbe Feder, die im Stande geweſen wäre, ſolche Menſchen zu den Beſten und Höchſten anzuregen, ſetzt nun die ſchlimmſten Leidenschaften in Bewegung.

„Hat Ihr Schwager ſich über ſeine Stiefmutter ausgeſprochen?“ fragte der Rath.

„Jawohl, er haßte dieſe Frau; denn er glaubte, daß ſie allein an ſeinem Unglück ſchuld ſei.“

„Und bei einem ſo gewaltthätigen Menſchen iſt vom Haſſe bis zur Beſeitigung des Opfers nur ein Schritt,“ bemerkte der Beamte. „Müſſen Sie das nicht ſelbſt ſagen?“

„Nein, Herr Gerichtsraih,“ entgegnete Emma mit ebenſo viel Offenheit wie Feſtigkeit. „Mein Schwager hat ſich dem Laſter des Trunkes ſchon zu ſehr ergeben, um noch eines ſolchen Verbrechens fähig zu ſein.“

Der Rath ſah ſie fragend an. Er wußte wohl ſogleich, wohin ſie zielte, aber er wollte doch aus ihrem Munde erfahren, ob die junge Frau ſolch' ſeine Kenntniß des Menſchenherzens und der Menſchennatur beſaß.

„Zu einem ſolchen Morde gehört ebenſo viel kaltblütige Berechnung wie Energie,“ fuhr Emma lebhaft fort, „und Beides beſitzt mein Schwager nicht. Die erſtere hat ihm ſtets gefehlt, er iſt immer den blinden Eingebungen des Augenblicks gefolgt, und auch die letztere iſt ihm verloren gegangen; er kann wohl noch in der Trunkenheit heftig aufſchlammern, aber ſelbſt ſein ſtärkſter Zorn iſt nicht von langer Dauer.“

„Das werden wir bald erproben,“ dachte der Gerichtsraih; laut bemerkte er: „Ich kann doch nicht Ihren Schwager für ſo harmlos halten, wie Sie ihm mir ſchildern. Der Tod ſeiner Stiefmutter mußte ihm zu erwünſcht ſein, und bereits liegen auch gegen ihn ſehr ſtarke Verdachtsgründe vor.“

„Und wie iſt meinem Manne das Unglück widerfahren, daß er eines ſolch' ſchändlichen Verbrechens beſchuldigt wird? O, ſagen Sie es mir, Herr Rath; denn das war es, was mich zu Ihnen trieb, — und die blauen Augen der hübschen, blaſſen Frau ruhten bittend auf dem Beamten.“

„Ich habe keinen Grund, Ihnen die Wahrheit vorzuenthalten,“ ſagte der Rath und er theilte ihr ohne Weiteres mit, welche Verdachtsgründe die Verhaftung ihres Mannes veranlaßt und gerechtfertigt hatten.

Emma hörte mit größter Aufmerkſamkeit zu und ließ ſich kein Wort entgehen. Als der Gerichtsraih zu Ende war, athmete ſie hoch auf. „Und iſt das wirklich Alles, was gegen ihn vorliegt?“ fragte ſie raſch.

Der Rath ſah ſie mit allen Zeichen des wirklichen Erſtaunens an. Die junge Frau, deren ungewöhnliche Klugheit er bewundert, nahm jetzt die ſchwerwiegendſten Gründe, die ganz entſchieden zur Verurtheilung ihres Mannes führen mußten, ſehr leicht. — „Es iſt eine ſtarke Beweiſkette, in der kaum ein Glied fehlt,“ ſagte er mit Betonung.

„Nein, nein, wenn ich niemals gewußt hätte, daß mein Mann völlig unſchuldig iſt, jetzt würde ich es wiſſen!“ rief Emma lebhaft aus, und ihre blauen Augen leuchteten.

In dem Anſitz des Gerichtsraihes zeigte ſich ein Ausdruck des Befremdens; noch eh' er fragen konnte, fuhr ſie eifrig fort: „Der ganze Verdacht gründet ſich auf das aufgefundene Meſſer, und doch hat es Ferdinand ſchon vor einigen Wochen verloren und ſich über den Verluſt bei mir beklagt. Ja, ich kann darüber eine Zeugin ſtellen.“

„Wirklich?“ fragte der Gerichtsraih überräſcht.

„Eine Freundin, Fräulein Maria Berner, war gerade gegenwärtig,“ erzählte die junge Frau haſtig. „Ich wollte ihr

einen Zweig von einem Myrthenstocke abschneiden und bat Ferdinand um sein Taschenmesser; da sagte er mir, daß es ihm seit einigen Tagen auf räthselhafte Weise abhanden gekommen."

"Wird sich die Zeugin noch dieses Umstandes erinnern können?"

"Ich hoffe es," antwortete Emma mit großer Zuversicht. "Ihr Mann hat wohl dasselbe behauptet, aber, sonderbar genug, diesen sehr wichtigen Umstand nie erwähnt."

"Dann muß er ihn vergessen haben; aber ich sage Ihnen dennoch die Wahrheit, und ich denke, Marie wird sich noch auf unser Gespräch besinnen und, nicht wahr, wenn sie es vermag, dann ist die Unschuld meines Mannes erwiesen?" setzte sie hinzu, und ihre feucht glänzenden Augen ruhten fragend auf dem Rath.

"Dieser Umstand würde freilich zu Gunsten Ihres Mannes schwer ins Gewicht fallen!"

"Oh, bitte, lassen Sie denn Marie Werner Augenblicklich holen; sie wohnt mir gegenüber in der Lindenstraße Nummer zehn."

Der Gerichtsrath überlegte einen Augenblick. "Es soll geschehen; nur müßte ich doch Vortreibungen treffen, die eine Verständigung zwischen Ihnen und Fräulein Werner unmöglich machen."

Frau Grohmann zeigte darüber keine Empfindlichkeit. "Ich begreife Ihre Vorsicht und füge mich in Alles," entgegnete sie ohne weiteres Bedenken.

"Dann müßte ich Sie bitten, hier so lange zu verweilen, bis die Vernehmung der Zeugin erfolgen könnte."

Emma verbeugte sich nur zum Zeichen des Gehorsams, und der Gerichtsrath gab sogleich die nöthigen Weisungen, um Fräulein Werner sofort zur Gerichtsstelle zu bringen. Die Entfernung war nicht zu groß; die Zeugin konnte im Verlauf einer Viertelstunde erscheinen.

Als der Beamte mit seinen Vortreibungen zu Ende war, wandte sich sogleich die junge Frau ihm wieder zu. "Darf ich mir noch eine Bemerkung erlauben, Herr Rath?"

"Sprechen Sie!"

"Frau Jordan hat sich stets, wie der ganzen Dienerschaft bekannt war, sorgfältig eingeschlossen. Wie hätte mein Mann wissen sollen, daß sie es in jener Nacht unterlassen, und darauf den Mordanfall unternehmen können? Ferdinand ist um Mitternacht nach Hause gekommen; ich hatte noch Licht, denn ich war sehr krank, und die Wärterin war bei mir. Seine Kleider, seine Wäsche waren so rein wie immer. Vernehmen Sie die alte Frau; sie wird es ebenfalls bekunden. Frau Jordan ging gewöhnlich sehr spät schlafen, wie ich von meinem Mann weiß; wie hätte Ferdinand in der kurzen Zeit die Bluthat ausführen und sich umkleiden und waschen können, da er schon um zwölf Uhr bei mir erschien? — Ach, und was hätte ihn überhaupt bestimmen sollen, an seine Herrin Hand anzulegen, die ihm ihr volles Vertrauen schenkte und ihm die beste, einträglichste Stellung gegeben hatte? Kann nicht ein Hausbewohner das Messer gestohlen haben, um den Mord zu begehen und dann die Schuld auf meinen Mann zu wälzen? Würde sonst ein Mörder seine Waffe wegwerfen, die den stärksten Beweis gegen ihn liefern müßte?"

Die junge Frau hatte mit großem Eifer gesprochen, und ihre Augen leuchteten seltsam. Der Scharf sinn und die Beredsamkeit, mit der sie alle Beweisgründe für die Unschuld ihres Mannes hervorgehoben und beleuchtet, hätten einem juristisch geschulten Vertheidiger Ehre gemacht, und der Gerichtsrath konnte kaum ein Lächeln unterdrücken. Und merkwürdig! — Er mußte der blaffen, jungen Frau in Allem Recht geben. Je ruhiger und unbefangener er über die ganze Sache nachdachte, je mehr wuchs seine Ueberzeugung, daß in Ferdinand Grohmann wirklich nicht der wahre Schuldige gefunden worden.

Das Zeugniß von Fräulein Werner sollte vollends die Entscheidung geben. Sie war Augenblicklich der Vorladung gefolgt, zeigte sich Anfangs zwar sehr bestürzt, fand aber bald ihre Fassung wieder und bestätigte die Aussagen von Frau Grohmann, die inzwischen in ein anderes Zimmer abtreten mußte, vollständig.

Emma hatte um die Vergünstigung gebeten, so lange im Gerichtsgebäude bleiben zu dürfen, um sofort das Resultat der Aussage zu erfahren.

Ein Viertelstunde später stand sie wieder mit unruhig fragenden Blicken vor dem Gerichtsrath.

"Fräulein Werner hat sich der Angelegenheit noch zu erinneren gerufen," sagte der alte Herr freundlich.

"Und werden Sie nun glauben, daß Ferdinand unschuldig ist?"

"Das Kollegium wird noch heute über diese Sache einen Beschluß fassen, und ich hoffe wohl, daß er für Ihren Mann günstig ausfallen und seine sofortige Freilassung erfolgen wird."

Die Kniee der jungen Frau schwankten, Thränen entzündeten ihren Augen; sie wollte sprechen und konnte es nicht, und wie von einer mächtigen Empfindung fortgerissen, eilte sie plötzlich auf den Gerichtsrath zu, ergriff seine Rechte, presste sie an ihre Lippen und stammelte: "Haben Sie Dank! O Gott, wie danke ich Ihnen!"

Noch ein an's Licht tretender Umstand sollte ganz und gar die Unschuld Ferdinand Grohmanns beweisen.

Bisher hatte man angenommen, daß nur ein einfacher Mord vorliege und die That von Leuten geschehen sei, denen Frau Jordan im Wege stand.

Bei der nahen Verwandtschaft des Bedienten mit dem Schlossermeister Jordan war wohl die Annahme berechtigt, daß Grohmann im Auftrage, vielleicht im Bunde mit August Jordan, gehandelt habe.

In dem geheimen Geldschrank der Frau Jordan hatte anscheinend Nichts gefehlt, aber es fand sich jetzt ein Maurermeister ein, welcher bekundete, daß er zwei Tage vor ihrer Ermordung an die Wittve eine Hypothek von 10000 Mk. zurückgezahlt habe, und zwar in Gold, das er von seinem Bankier erhalten hatte. Diese Summe war nicht mehr vorhanden. Sie mußte also gestohlen worden sein, und nun erinnerte man sich des Schlüssels, der seltsam genug nicht mit Blut besetzt gewesen, obwohl er an dem mit Wunden und Blut bedeckten Halse der Ermordeten hingehangen.

War nicht somit die Vermuthung gerechtfertigt, daß hier ein Raubmord vorlag und der Mörder, nachdem er sein Opfer getödtet, sich des Schlüssels bemächtigt, den Geldschrank um dies Geld erleichtert, das am besten fortzubringen war, und dann den Schlüssel wieder um den Hals der Todten gebunden hatte? — War dies der Fall, dann konnte Grohmann die That nicht ausgeführt haben, denn dies Alles erforderte eine längere Zeit, die Grohmann unmöglich gehabt hatte, da er schon um Mitternacht zu seiner Frau geeilt, während Frau Jordan erst um elf Uhr zu Bett gegangen war.

Das alte Schloß an dem geheimen Geldschrank hatte eine so eigenthümliche Konstruktion, daß mehrere Minuten dazu gehörten, um es zu öffnen; dann mußte noch eine Menge Kiesel zurückgeschoben werden, und der Raubmörder hatte ja den Schlüssel so sorgfältig gemustert und sich nur die für ihn passendste Summe ausgesucht.

Das sorgfältige Verschließen des Schrankes, das Umhängen des Schlüssels um den Hals der Todten erforderte ebenso viel Zeit wie Ueberlegung.

Auch die Unschuld des Schlossermeisters August Jordan stellte sich in voller Ueberzeugung heraus. Nachdem derselbe aus dem Gefängniß wieder vorgeführt wurde und sein Raufch völlig versloren war, zeigte er sich weit ruhiger und vernünftiger. Er machte sogar den Eindruck eines Menschen, der nicht ganz ohne Bildung war, der wenigstens die Welt gesehen hatte und, wo es darauf ankam, die nöthige Lebensart besaß.

Weit höflicher und bescheidener, als der Gerichtsrath erwartet hatte, gab der Schlossermeister über Alles Auskunft. Er schien nicht einmal dem Beamten wegen seiner strengen Maßregel zu tohlen.

In jener verhängnißvollen Nacht hatte August mit einigen guten Kameraden bis lange nach Mitternacht gezech, und seine Trinkumpansie bestätigten diese Angabe vollständig. Er konnte deshalb an der Ermordung seiner Stiefmutter sich nicht theilhaftig haben; aber auch die Urheberschaft zur That ließ sich bei dem kühlen Verhältniß der beiden Schwägerleute nicht annehmen.

Es war unwahrscheinlich, daß der Bediente seinen Verwandten zum Gefallen zum Verbrecher geworden. Hatte aber Grohmann sich von dem Schloßer nicht aufstacheln lassen, dann war überhaupt nicht an seine Thäterschaft zu denken; denn es fiel jeder Beweggrund für Ferdinand fort, seine gute und freigebige Herrin zu überfallen und zu ermorden. Da vollends die Aussage von Fräulein Werner die Angaben Grohmanns hinsichtlich des Messers bestätigte, so mußte seine Freilassung erfolgen. (Fortsetzung folgt.)

### Dar-es-Salaam.

Die nachfolgende Schilderung von Dar-es-Salaam entwirft ein kongolastlicher Offizier, Lieutenant Heca, welcher jüngst von der Küste nach dem Tanganyika-See aufgebrochen ist. Wenn auch der in „La Belgique Coloniale“ veröffentlichte Bericht in einigen Punkten inkorrekt ist, so beansprucht er doch als das Urtheil eines unparteiischen Mannes eine gewisse Bedeutung. Der Verfasser schreibt:

Man gelangt nach Dar-es-Salaam durch einen natürlichen Kanal, welcher in eine große geschützte Bucht mündet, die im Halbkreis geformt ist und von einer Reihe großer, eleganter Gebäude mit flachen Dächern umgeben wird, welche derselben einen imposanten Anstrich geben. Eine schiefe Ebene, ganz aus weißen Steinen gebaut, führt zum Pier, wo die Schiffe aus- und einladen können und wohin selbst schwere Kautwagen leicht gelangen.

Am Ende einer Allee, auf einer großen Terrasse von weißen Steinen, mit dem Ausblick auf das Meer, erhebt sich die Villa des Gouverneurs in einer sehr weitläufigen Anlage, die sich im Viereck um einen großen, halbbedeckten Hof herumzieht, mit einem großen Bassin von künstlichem Felsen, Blumen, Springbrunnen zc. in der Mitte. Um die erste Etage zieht sich eine hölzerne Galerie herum, zu welcher die Treppen von außen heraufführen. Die Villa selbst ist mit allem möglichen europäischen Komfort ausgestattet.

Die in Dar-es-Salaam in der kurzen Zeit von neun Jahren seit der Gründung der Station erzielten Resultate sind wirklich wunderbar, besonders wenn man das geringe Budget der Kolonie in Anschlag bringt, welches zwischen 3½ und 4 Mill. Mk. pro Jahr schwankt. Damals gab es nur vier Häuser, darunter eine arabische Boma und drei Gebäude in demselben Stil, die heute noch vorhanden sind. Heute sieht hier eine vollständige Stadt.

Um die Hauptgebäude herum und hinter ihnen erstreckt sich ein wirklicher Park, von breiten Alleen durchzogen und in kleine blumenbesetzte Squares eingetheilt, welche das Versuchsfeld für die verschiedensten Pflanzungen bilden. (Bedeutende Kaffeepflanzungen sind im Innern angelegt, besonders in Tanga, wo dieselben sich vorwärts kommen.)

Auf einem der Squares befinden sich meteorologische Instrumente. Hinter dem Parke liegt die Meierei mit geräumigen Ställen, in welchen zahlreiches Hornvieh, Pferde, Maulesel und Fiedel stehen. Alle Thiere, deren es eine große Anzahl gibt, sind in bester Verfassung und vorzüglich gepflegt. Die Wagen, Pflüge, eine Sattelkammer zc. befinden sich unter einem offenen Schuppen.

In den Gebäuden der Meierei befindet sich ein Windmotor, welcher die Brunnen der Station mit vorzüglichem Wasser versorgt.

Weiter weg, am Rande des Meeres, erhebt sich das Krankenhaus, ein geräumiges Gebäude im orientalischen Stil, mit einem Komfort und einer Ausstattung versehen, sowie mit einer peinlichen Sauberkeit gehalten, an der sich manches europäische Krankenhaus ein Muster nehmen könnte. Dasselbe ist in zwei Klassen eingetheilt, deren erste so hübsch aussieht, daß man ordentlich Lust bekommt, krank zu werden und sich hier pflegen zu lassen. Die Küche liegt außerhalb, um den Geruch zu vermeiden, wie überhaupt Alles mit den letzten Verbesserungen eingerichtet worden ist. Man war während meines letzten Besuchs gerade dabei, das Mittagessen zu bereiten, es gab Fische, gebratenes Fleisch, Geflügel und Dessert. Die Schüsseln für die Kranken standen auf dem Anrichtisch bereit, Alles aus hübschem, verziertem Porzellan; das Kaffee-Service aus weißem Metall, fast luxuriös zu nennen.

Das Personal besteht aus männlichen und weiblichen Hilfskräften, besonders aus Krankenpflegerinnen, welche, ohne gerade Schwestern zu sein, die Kranken mit Aufopferung pflegen. Verschiedene Aerzte sind an der Anstalt thätig.

Weiter unten in der Stadt befindet sich ein zweites Spital für die Eingeborenen. Auch dieses, natürlich weit weniger prächtig eingerichtet, ist sehr reinlich gehalten und macht einen angenehmen Eindruck.

Alle Beamte, sowohl Zivil- wie Militärbeamte, wohnen in hübschen, großen Häusern, wo ein Jeder mindestens zwei, zuweilen drei gut möblirte Zimmer besitzt. Mehrere Baderäume mit Douchen befinden sich in jedem Hause.

In den Hauptfinanzen der Stadt dürfen die Einwohner die Häuser nur aus Stein in Etagen bauen, dagegen bestehen in den

anderen Straßen die Häuser nur aus dem Erdgeschoß, und diejenigen der Eingeborenen sind getünchte Lehmbauten mit einer kleinen Veranda vor der Front.

Mitten in der Stadt liegt das Marktgebäude: ein großes Dach aus Reihen massiver Säulen. Man findet hier Alles, von dem Viertel Ochsen an bis zum einheimischen Gemüse. Der Markt ist von der Regierung an einen Unternehmer für eine gewisse Zeit verpachtet.

Die Straßen sind lang, breit und gerade. Sie sind sämmtlich mit Bäumen verschiedener Art bepflanzt, jedoch mit den gleichen in jeder Straße.

Die Infanteriekaserne liegt am Ende der Stadt, in der Nachbarschaft des Eingeborenen-Viertels. Weitläufige Gebäude, welche nur aus einem Stockwerk bestehen, mit breiten Veranden in Stein, ziehen sich um einen großen Hof herum. Dort können zwei Kompagnien untergebracht werden. Jeder verheiratete Soldat hat sein Zimmer. Alles ist sehr rein und gut unterhalten. Seitwärts vom Eingang befindet sich ein mehrstöckiges Gebäude für die europäischen Unteroffiziere und das Magazin und als Pendant ein anderes mit der Holzgewache, dem Waffenmagazin und dem Artilleriebespot. Mitten im Hofe ist, um Feuersbrünste zu vermeiden und aus gesundheitlichen Rücksichten, die gewaltige Küche, wo die Soldaten ihre Mahlzeiten kochen müssen.

Die Truppe, aus Mangema, den Eingeborenen, und Sudanesen bestehend, trägt eine Uniform aus heller Leinwand mit Kupferknöpfen, einen langen Waffentock, welcher in der Mitte durch einen Gürtel zusammengehalten wird, eine kurze Hose, Strümpfe und Schuhe, Alles ohne weitere Verzierung. Als Kopfbedeckung dient eine hohe runde Kappe mit einem Nackenschleier aus derselben Leinwand wie die Uniform. Die Mannschaften sind mit dem Mausergewehr alten Kalibers bewaffnet, welches an hellem Lederzeug getragen wird, ein Probjack in wasserdichter Leinwand wird über der Schulter getragen. Die Truppe sieht vorzüglich aus und egerzt sehr gut.

Die Uniform der Offiziere ist sehr kleidsam. Rock aus Segeltuch mit heruntergeschlagenem Kragen, versilberten Knöpfen, blauen Schnüren am Kragen sowie weißen Bekleidern. Während der heißen Tageszeit wird der weiße Tropenhelm getragen, Abends eine Mütze von deutscher Form in weißer Leinwand mit einem galonirten Bande. Diese Kleidung ist ungemein praktisch und eignet sich für die afrikanische Hitze, da die dunklen wollenen Kleider furchtbar heiß machen. Auf den Schultern tragen die Offiziere Achselklappen mit vergoldeten Sternen, je nach dem Grade der Offiziere, bis zum Kapitän, und höher hinauf dicke Treffsen. Die Paradeuniform unterscheidet sich nur durch einen silbernen Gürtel an Stelle des schwarzen und eine kleine silberne Schnalle, welche an der rechten Schulter befestigt ist. Von allen Beamten tragen nur allein die Offiziere sowie die Unteroffiziere Uniform.

Die Beamten der verschiedenen Zweige der Verwaltung tragen die weiße Tropenjacke mit heruntergeklapptem Kragen.

Die Kaiserliche Regierung hat vier Dampfer, zwei kleine und zwei von ungefähr 500 Tonnen. Ein fünfter Dampfer, welcher 300 Soldaten tragen kann und zehn Kabinen für die Offiziere besitzt, wird jeden Tag erwartet.

Der Stadt gegenüber, auf der andern Seite der Bai, wo in diesem Augenblick ein deutscher Kreuzer ankert, liegen verschiedene sehr hübsche Gebäude, welche die Artillerie, Pulvermagazine und Dynamit bergen und als Wohnungen für die Feuerwerker dienen.

Wir gehen zur Regierungsstation zurück durch eine breite Straße, die Kaiserstraße, einen breiten Boulevard am Meere. An dieser Straße stehen Häuser in den verschiedensten Stilarten, Magazine, Privatwohnungen, in Stein und Holz aufgeführt, oder zum Theil mit flachen Dächern durch Säulen gestützt. In einem arabischen Hause wohnt in der Nähe, durch eine bescheidene Pension seitens der deutschen Regierung unterstützt (mit 500 Rupien pro Monat), umgeben von einer Art Hofhaltung, der Sultan - Prätendent Said Ali, der Sohn Desjenigen, den die Sansibariten den großen Sultan Bargaah nannten, dessen Palais vor etwa zwei Jahren von den Engländern bombardirt wurde.

Hier und da an der Promenade liegen kleine Blumenbeete, und in einem steht eine Statue des Kaisers Wilhelm I., in einem anderen ein Kiosk für die Militärkapellen, die aus schwarzen Musikanten besteht. In einem

andern Kiosk, der Schaurihütte, wird den Eingeborenen Recht gesprochen.

Dann giebt es noch das große Post- und Bureaugebäude. Es folgt das Kasino, ein großer Bau mit einer mächtigen Säulensreihe, welche die Veranda bildet, das einen Theaterraum, Speisräume für die Zivil- und Militärbeamten und Offiziere, Café, Billardzimmer u. s. w. in sich schließt.

In der Hauptstadt der deutschen ostafrikanischen Besitzungen fällt besonders die Vollkommenheit in Allem auf, da ist kaum eine Lücke, sondern alles nach der Devise: „Alles oder gar nichts!“ Die Behörden sind stolz auf ihr Werk, und mit Recht, denn es bedurfte eines großen Willens, einer bedeutenden Beharrlichkeit und eines Organisationstalents ohne Gleichen, um in einer so kurzen Zeit ein solches Ergebnis zu erzielen.“

## Allerlei.

Die Legende vom reichen Goethe möchten wir als Gegenstück zu der oft widerlegten Legende vom armen Schiller hier in das Licht der thatächlichen Wahrheit rücken. Angesichts der jetzigen Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar dürfen die nachfolgenden Mittheilungen, die wir einem kürzlich gehaltenen Vortrage des weimariichen Staatsarchivdirektors Dr. S. Burchardt über Goethes Haus- und Finanzwirtschaft entnehmen, wohl zeitgemäß sein. Das Gehalt von 1200 Thalern, das Goethe seit seiner Ernennung zum Geheimen Rath (11. Juni 1776) erhielt, hätte nicht im Entferntesten zur Bestreitung seines Haushaltes ausgereicht. Aus Goethes Ausgabebüchern entnehmen wir, daß er im Jahre 1776 die Summe von 1411 Thaler vorausgab; in einem der nächsten Jahre waren es schon 1625 Thaler und im Jahre 1780 gar 2249 Thaler. Für die Kleidung wurden 100 Thaler, für die Armen, für die Goethe immer eine offene Hand hatte, 70 Thaler angelegt. Die Wohlthätigkeit kostete viel. Besonders hat Goethe arme Wittwen der damals ganz erbärmlich bezahlten Beamten stets großherzig unterstützt, getreu seinem schönen Wort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Auch hat er sämtliche Erziehungskosten, einschließlich des Schulgeldes, für die Kinder seiner ganzen Dienerschaft getragen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo sein eigener Wohlstand keineswegs blühend war. Zwischen der ersten und zweiten italienischen Reise wohnte Goethe im sogenannten Jägerhause bis zum Jahre 1792, wo er das Haus am Frauenplan (jetzt das Goethe-National-Museum), ein wahrhaft fürstliches Geschenk seines Freundes Karl August, bezog. Vom Jahre 1793 an war sein Hausstand durchaus gesichert; im Jahre 1817 verfügte der Dichter über 4600 Thaler Altiva, und im Jahre 1831 betrug sein Vermögen die Summe von rund 30 000 Thalern. Seine Einnahmen nach 1790 befanden sich in stetem Wachsthum, nach 1815 beliefen sie sich im Durchschnitt jährlich auf 3000 Thaler. Nach seines Sohnes August Zeugniß ergab im Jahre 1824 der literarische Erwerb die Summe von 1400 Thalern. Hiernach scheint die Legende vom reichen Goethe der Legende vom armen Schiller nichts nachzugeben. Schiller hatte mit 45 Jahren ein Jahresertragnis von etwa 10 000 Mk., während Goethe erst mit 66 Jahren zu einem Jahreseinkommen von 9000 Mk. gelangte.

Die Vielseitigkeit des Rufes. „Ein ausgehubter Kopf“, wie der Berliner sagen würde, scheint die englischen Schriftsteller von einem ganz besonderen Standpunkt gesehen zu haben. Er hat, wie geschrieben wird, aus einem der bedeutendsten novellistischen Werke eines vielgelesenen englischen Autors einen Auszug aller Eigenschaftswörter gemacht, die den „Kopf“ näher bezeichnen. Auf diese Weise ist es ihm gelungen, eine ansehnliche Liste der widersprechendsten Attribute des Rufes zusammenzustellen, die manchen mit weniger Phantasie begabten Schriftstellern von nicht zu unterschätzendem Nutzen sein dürfte und ihnen daher nicht vorenthalten werden soll. Die Temperatur eines Rufes gelangt durch folgende Worte zum Ausdruck: kalt, warm, eisk, brennend, frostig, glühend, kühl, heiß, lau, sengend, erstarrend und feurig. Die Dauer bezeichnet der Verfasser durch: lang, flüchtig, ewigdauernd, baskig, nimmerendend und kurz. Um das Wesen eines Rufes nur annähernd zu charakterisiren, werden Worte aus allen Gebieten herangezogen. Balsamisch, duftend, aromatisch, thaurisch, berauschend, köstlich, feuerathmend, göttlich, leidenschaftlich, sanft, fromm, heilig, teuflisch, überirdisch, fanatisch, gleichgültig, toll, sorglos, harmlos, unschuldig, naiv, süß, schmerzlich, leidenschaftlich, laugend, wahrhaftig, verlangend, fieberhaft, verrückt, paradiesisch, melancholisch, ngstlich, bezaubernd, zornig, rasend, übermüthig, gelangweilt, erschauernd, zitternd, schüchtern, dreist, muthig, scheu, inbrünstig, nachlässig, todestraurig, zart, liebend, zurückhaltend, rücksichtslos — kann in Ruf sein, und damit ist noch lange nicht der Reichtum der Bezeichnungen erschöpft, obwohl wir es bei dieser Blätterlese bemenden lassen wollten. Vielleicht finden sich auch bei uns Leute, die über Langlebigkeit zu klagen haben und denen es ein Vergnügen bereiten würde, einmal einen modernen deutschen Roman auf diesen Inhalt hin zu rufen und das Resultat bekannt zu geben.

Die Bevölkerung Europas wurde zu Beginn des Jahrhunderts auf 175 Millionen geschätzt, 1830 auf 216 Millionen, 1870 auf 300 Millionen; gegenwärtig beträgt die Kopffzahl etwa 370 Millionen. Wie sehr sich diese Bevölkerung in Städten zusammen-drängt, zeigt die Zunahme der Zahl der Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern. 1801 gab es deren nur 21 mit insgesammt 4½ Millionen Einwohnern, 1850 schon 42, 1870 aber bereits 70 mit 20 Millionen Einwohnern und 1896 gar 121 mit 37 Millionen Einwohnern. Frankreich hatte 1801 3 Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern, England und Deutschland je 2. 1870 war deren Zahl in England auf 18, in Deutschland auf 10, in Frankreich auf 9 gewachsen. 1896 weist England 30, Deutschland 28 und Frankreich 10 dieser Stadtriesen auf.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Georg Müller, Prediger zu Bristol. Ein Abriss seines Lebens und eine Auswahl seiner Reden. Zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. Herausgegeben von D. Steinede, Pastor. (Halle a. S., Rich. Mühlmanns Verlag.) Georg Müller war der berühmte Begründer der Waisenhäuser in Bristol und ist vor einigen Wochen im Alter von 93 Jahren gestorben. Seit 64 Jahren in England lebend, hat er ohne festes Einkommen und ohne Vermögen die großen, 2500 Waisenkinder pflegenden Waisenhäuser erbaut und geleitet. Die jährlichen Unkosten betragen nach seinen eigenen Angaben 650 000 Mk., für Bibelverbreitung gab er 1 Million, für die Heidenmission 6 Millionen, andere bedeutende Summen für Schulen. Was A. S. Francke in Halle geleistet hat, schuf er, ein Deutscher, in England in noch größerem Umfange.

— Eva A. von Arnim: Dem Tag entgegen. — Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin W. — Preis 1 Mk. Der Verfasserin ist das interessante Experiment gelungen, Spiritismus und Hypnose in ihrer neuen Erzählung die Hauptrolle zuzuertheilen und uns an der Hand einer ungemein fesselnden Handlung ein Stück Mystik vorzuführen, das trotz des Geheimnißvollen den Stempel der Wahrheit, jedenfalls der Möglichkeit, trägt. — Die Erzählung hält den Leser in athemloser Spannung. Neben dem eigenartigen Stoff gebührt dies Verdienst der geschickten Komposition, der fließenden Sprache und der dramatischen Steigerung.

— Der Kunstwart. Herausgeber Ferd. Avenarius, Verlag Georg D. W. Callwey, München (vierteljährlich 2,50 Mk., das einzelne Heft 50 Pfg.) Heft 16 enthält: Zum neuen Wagner-Denkmal. — Neue erzählende Literatur. Von Adolf Bartels. — Schiller in seinen Dramen. Von Leonh. Bier. — Vom musikalischen Vortrag. III. Von Richard Baika. — Xenod. Xenod. Xenod. — Todte und lebende Stile. Von Hans Schmidson. — Lese Blätter: Wein Freund. Von Wilhelm von Polenz. — Ueber Jubiläumshistorie. Von Heinrich Steinhausen. — Vom Tage (Chronik).

— Der Grand Prix de Paris ist das letzte große Ereigniß, das alljährlich zu Beginn des Juni noch einmal „ganz Paris“ im buchstäblichen Sinne des Wortes im Bois verlammet, kurz bevor die allgemeine Stadtfucht in die Sommerfrühen und Seebäder ihren Anfang nimmt. Ein Gemälde von Gustav Wertheimer schildert den von Publikum athemlos erwarteten Augenblick, der entscheiden soll, ob Frankreich oder Albion im friedlichen Wettkampf der Pferdegucht den Sieg davontragen wird. Eine Nachbildung dieses Gemäldes, das seiner Zeit im Salon der Champs Elysées Bewunderung erregte, schmückt die Titelseite der „Illustrirten Zeitung“ Nr. 2866 vom 2. Juni. Der Stilt Ferd. Vindners schildert den Spannung erregenden Kampf eines Blodadebrechers mit seinen Verfolgern. Ein heiteres Vorkommniß deutsch-ostasiatischen Marinelebens vergegenwärtigt die Illustration „Kontradmiraal Prinz Heinrich von Preußen und seine Umgebung an Bord S. M. S. Deutschland vor Hongkong“. Die Konfirmation des Kronprinzen Wilhelm des Deutschen Reiches und von Preußen und seines Bruders Citel Friedrich, die am 22. Mai zu Potsdam stattfand, ist von derselben Nummer mit einer Abbildung des feierlichen Aktes und den Porträts der beiden Hohenzollernprinzen bedacht worden. Das Bildniß des Generalleutenants Robert von Massow macht mit dem neuen Kommandeur des 9. preussischen Armeekorps bekannt. Eine ganze Reihe nach der Natur gezeichnete Ansichten von der neuen Salzguthalbahn vergegenwärtigen die altherwürdigen und pittoresken Städtchen Laufen, Titimoning und Burghausen, sowie stattliche Schlösser und Klöster dieser idyllischen Landschaft, auf die von Süden her die mächtigen Gipfel der Alpen hereinschauen. Das Porträt von Adam Mickiewicz erinnert an den vor hundert Jahren geborenen größten polnischen Dichter, dem begeisterten Sänger des kühnen Eintritts in Litauen 1812. Aus dem Gebiete der bildenden Künste verdienen die Holzschnitt-nachbildungen der Gemälde „Frühlingsabendsonne“ vom Dresdener Maler Max Pietzschmann und „Ein frischer Trunk“ von Gabriel Max Erwähnung.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto T. Biele, Halle (Saale). Leipzigstr. 87.